Herzogs immer trauriger, sodaß eine Regentschaft nöthig wurde. Auf diese machten die Regimentsräthe, die Herzogin, polnische Commissarien und Markgraf Georg Friedrich, Herzog von Jägerndorf, Anspruch. Diesem gelang es sie vom Könige Stephan von Polen (1577) zu erhalten, und er regierte nun das Land unter mancherlei Misverhältnissen mit den Ständen, welche einer Ausdehnung der herzoglichen Gewalt, welche Georg Friedrich durchzusetzen bemühet war, widerstrebten. Hätten die Stände die Oberhand behalten, so würden sie wahrscheinlich, in der Hoffnung eine Art von Republik zu bilden, das Land dennoch an Polen gebracht und Ostpreussen das Schicksal Westpreussens gehabt haben. Dies begriffen sie größtentheils ganz wohl und liessen es daher nicht zum Äussersten kommen, waren auch dem Kurhause Brandenburg um so weniger abgeneigt, als sie hofften bei der weiten Entfernung desselben ihr Ansehn noch zu erweitern.

In Schlesien wurde die Regierungsgewalt der Könige von Böhmen durch Ferdinand I. immer fester gestellt und geordnet. Auch hier war die schwache Seite das fortwährende Geldbedürfniß und die Schwierigkeit demselben abzuhelfen. Ferdinand richtete zur bessern Verwaltung der Finanzen die Kammer ein (1558), war aber fortwährend genöthigt Gelder aufzunehmen und Domainen, ja ganze Fürstenthümer zu verpfänden. Die Stände gewöhnten sich auch hier nach und nach daran bedeutende Summen zu bewilligen. Die einzelnen Fürstenthümer befanden sich in mehr oder weniger glücklicher Lage, je nachdem sie gute oder schlechte Regenten hatten. Einen auffallenden Gegensatz bildeten hier die nach dem Tode des Herzogs Friedrich II. getrennten Herzogthümer Brieg und Liegnitz. Liegnitz wurde fast zu Grunde gerichtet durch seine lüderlichen, verschwenderischen und gewaltthätigen Fürsten Friedrich III. und Heinrich XI., während Brieg sich unter der väterlichen Herrschaft des vortrefflichen Georg II. und seiner Nachfolger glücklicher befand als leicht irgend ein anderes Land.

In allen unseren Ländern war der Protestantismus so entscheidend siegreich, daß an einen Krieg mit den verhältnißmäßig wenigen noch vorhandenen Katholiken nicht zu denken

https://doi.org/10.24355/dbbs.084-202207141404-0